

Bürger – Staat, sondern ein Problem in der Gesellschaft zu werden. – Im übrigen zeigen nicht nur der ursprüngliche Erscheinungsort der Glossen und die dem „Bayerischen Schimpf-Kalender“ von Herbert Schneider entnommenen bayerischen Kraftausdrücke in der Einleitung, wie sehr der Autor Bayer geworden ist, was man unter den konkreten Umständen fast bedauern möchte, wenngleich sich der Rezensent in etwa dem gleichen Volksstamm zurechnet. Da ist es schon tröstlich, wenn bei der Frage nach dem „geliebten Deutsch“ die Sprache Johann Peter Hebels als das betont und gekonnt Ursprüngliche noch einmal voll durchschlägt. D.S.

ELISABETH NOELLE-NEUMANN. **Werden wir alle Proletarier?** Werte und Wandel in unserer Gesellschaft. Edition Interfromm. Texte und Thesen 102, Osnabrück 1979. 111 S., 9.–DM.

Das Büchlein hatte seinen Ausgangspunkt in einem gleichnamigen Artikel in der „Zeit“ (Juni 1974). Kernthese jenes Artikels war: „Im materiellen Bereich verbürgerlichen die Arbeiter ... ; im geistigen Bereich vollzieht sich umgekehrt eine Anpassung an Unterschichtsmentalität, an den bürgerlichen Werten entgegengesetzte Haltungen.“ Der erste Teil der These war kaum umstritten, die Arbeiterschaft, insbesondere die deutsche, hat sich bürgerliche Lebensformen angeeignet; das Arbeiterproletariat ist Vergangenheit. Mit dem zweiten Teil erregte die Allensbacher Demoskopin beträchtliches Aufsehen: Die These war mißver-

stänglich, für die Proletarier des 19. Jahrhunderts fast beleidigend, in deren materiell bedingte existentielle Unsicherheit sinkt das Bürgertum am Ende des 20. Jahrhunderts nicht zurück. Was in der Jugend an angeblich oder wirklich proletarischen Manieren hochkommt (Jeansmode, „legere“ Umgangsformen) sind eher Oberflächenerscheinungen einer sich „Spielerisches“ leistenden konsumgesellschaft. Die Substanz der damaligen These sieht Noelle-Neumann durch spätere Umfragen (1975 und 1978), die sich freilich auf nur zum Teil identische Sachverhalte beziehen, aber bestätigt: das Absinken spezifisch bürgerlicher Werthaltungen: Fleiß, Arbeitsfreude, Leistungswille, Respekt vor dem Eigentum auch im kleinen. Dabei findet, wie die demoskopischen Daten, die in reichlich viel Tabellen geboten werden, zeigen, durchaus eine Angleichung der Mentalität der bürgerlichen Schichten, sogar der Selbständigen (S. 16) an die der Arbeiter statt. Die Autorin sieht in diesen Verhaltensänderungen eine „stille Revolution“ (S. 44) mit weitreichenden Folgen, zumal der Abbau von Fleiß und Leistung begleitet werde von einer durch die Medienkultur (vor allem das Fernsehen) beeinflussten Zunahme von Kreativitätsverfall, Unzufriedenheit (weil die Gesellschaft die Wünsche doch nicht erfüllen kann, die an sie gestellt sind, oder weil das Glück des passiven Konsums ein höchst ambivalentes Glück ist), Kontaktlosigkeit und Langeweile. Nicht ohne Besorgnis klingt die Frage an, ob die Gesellschaft einer solchen „Nach-Fleiß-Zeit“ (S. 96) in der Lage sein wird, auf Dauer ohne Zusammenbruch oder radikalen Umschwung die Leistungen zu erbringen, die Voraussetzung ihrer eigenen Zukunft sind. D.S.

Zeitschriftenschau

Theologie und Religion

DEJAIFVE, GASTON. **Pour un bon usage des Conciles.** In: Nouvelle revue théologique Jhg. 111 Heft 6 (November-Dezember 1979) S. 801–814.

Der Beitrag gibt eine knappe Übersicht zu hermeneutischen Grundregeln des theologischen Umgangs mit Lehrentscheidungen der Konzilien, die in der gegenwärtigen Theologie zumindest grundsätzlich allgemein im Gebrauch sind: Zunächst ist ihr historischer Kontext zu beachten, besonders weil es auf den Konzilien weniger um akademische Debatten als um Auseinandersetzungen unter teilweise dramatischen Umständen ging. Weil die Konzilien nie einen vollständigen Aufriß der Glaubenslehre geben wollten, muß ihre jeweils begrenzte Perspektive beachtet werden. Dadurch werden Überinterpretationen konziliarer Entscheidungen vermieden. Man muß in jedem Fall die genaue Intention der Konzilsväter berücksichtigen. Außerdem ist auch der theologische Kontext einzubeziehen: „Es ist evident, daß sich die Dogmen in ihrem begrifflichen und sprachlichen Ausdruck den Theologien verdanken, aus denen sie entstanden sind.“ Trotz aller historischen Relativierung behalten konziliare Lehraussagen einen bleibenden Sinn, der in der Geschichte des Glaubens nicht mehr vergessen werden darf. Der Autor beruft sich dabei auch auf Formulierungen der Erklärung „Mysterium ecclesiae“ der Glaubenskongregation.

KÜHN, ULRICH. **Das Abendmahl – Eucharistie der Gemeinde.** In: Kerygma und Dogma Jhg. 25 Heft 4 (Oktober-Dezember 1979) S. 289–302.

Der Beitrag will das traditionelle lutherische Abendmahlverständnis, das Abendmahl als Gabe und Stiftung des Herrn in den Vordergrund stellt und die Funktion der Gemeinde im Geschehen auf ein passives Empfangen beschränkt, durch vom Neuen Testament und ökumenischen Konsensdokumenten her gewonnene Akzentsetzungen ergänzen und kritisch reflektieren. Die Deuteworte über Brot und Wein dürfen nicht von der Mahlhandlung isoliert werden; so lassen sich auch Wort und Antwort im Abendmahlsgeschehen nicht einfach voneinander trennen. Vielmehr gilt: „Das katabatische Geschehen ereignet sich im anabatischen Geschehen, das ist seine Struktur.“ Von diesem Ansatz her werden die Frage nach der Gegenwart Christi im Abendmahl und nach dessen Opfercharakter anzugehen versucht. Gerade weil die Gemeinde im Abendmahl in einer besonderen Weise die Gegenwart des Herrn erfährt, kann dieser auch ein Proprium in der Art und Weise der Gegenwart zugesprochen werden. Das Ineinander von Vollzug der Gemeinde und Handeln Christi erlaubt es auch, von einem Hineingenommenwerden der Gemeinde in das Opfer Christi zu sprechen. Aus dieser Akzentuierung des Abendmahls als Feier der Gemeinde ergeben sich Anfragen an die evangelische Abendmahlspraxis.

STALDER, ROBERT. **Der neue Gottesgedanken Fichtes.** In: Theologie und Philosophie Jhg. 54 Heft 4 (1979) S. 481–541.

Stalder geht vom „Atheismusstreit“, der Diskussion über Fichtes Schrift „Über den Glauben an eine göttliche Weltregierung“ aus und versucht einerseits, die Wurzeln des neuen Gottesbildes in Fichtes frühen Schriften zu eruieren, andererseits die Linien bis zur gegenwärtigen Diskussion über das Gottesverständnis auszuziehen. Fichtes Verständnis Gottes als der „moralischen Weltordnung“ läßt sich aus seiner Auseinandersetzung mit Kants Gottesbegriff verdeutlichen. Nur wird bei ihm die Autonomie der Vernunft so radikal gedacht, daß Gott und Vernunft identisch sein müssen. Dadurch kommt es schließlich zur Ineinssetzung von menschlichem Ichgrund und göttlichem Leben. So kann man sagen: „Fichte hat als erster den ‚nach-theistischen Gott‘ heraufbeschworen.“ Damit hat er mit der christlichen Tradition des Gottesverständnisses gebrochen. Daß Fichte auch heute noch nachwirkt, wird an drei Merkmalen moderner Gottesauffassung nachzuweisen versucht: „an der Verschmelzung von Religion und menschlichem Tun, an der Auflösung der Offenbarung in das Selbstverständnis des Menschen und an der Gleichsetzung göttlicher Gegenwart mit zwischenmenschlicher Beziehung“. Wird die Religion in Moral eingegeben, kann Offenbarung auch auf Existenzverständnis reduziert werden. Das Offenbarungsereignis wird von seinem Grund abgelöst.